

DER GRÖSSTE UNTERSCHIED ZUR INTENSIVSTATION: VIEL ARBEIT AM COMPUTER

Als Pflegefachperson auf einem Kreuzfahrtschiff durchs Mittelmeer fahren, jeden Tag an traumhaften Orten sein, weniger Stress als im heimischen Krankenhaus – ein Traumjob? Lina Gürtler hat es ausprobiert. Sie ist engagiertes DBfK-Mitglied in der Lenkungsgruppe Junge Pflege und der Jungen Pflege Nordost und arbeitet seit drei Jahren auf einer Intensivstation in Berlin. Von Februar bis Mai dieses Jahres war sie auf dem Kreuzfahrtschiff AIDAcosma im Einsatz. Ihre Motivation: hinter die Kulissen eines Kreuzfahrtschiffs schauen und neue berufliche Erfahrungen außerhalb des Krankenhauses sammeln.

Text: Lina Gürtler

Das Schiff war ganz neu und zu Beginn meiner Tour noch in Dienststellung. Erst Ende Februar sind die Gäste aufgestiegen, dann ging es von Hamburg in den Ärmelkanal nach Southampton, Cherbourg, Le Havre, Zeebrügge und Rotterdam. Es folgte die Taufreise ins Mittelmeer nach La Coruña, Lissabon, Cádiz, Málaga und Barcelona sowie weitere Touren im Mittelmeer über Palma de Mallorca, La Spezia, Civitavecchia und Ajaccio.

Auf dem Schiff arbeitet man jeden Tag, ein richtiges „Frei“ gibt es nicht. Vertraglich war festgelegt, dass ich für jeden gearbeiteten Monat 15 Urlaubstage bekomme. Ich arbeitete also vier Monate auf dem Schiff und hatte dann zwei Monate Urlaub. Es gab ein sehr gut ausgestattetes Hospital mit zwölf Betten, davon zwei Isolationszimmer. Zwei Betten waren eine kleine Intensivstation (mit Beatmungsgerät, Absaugung, Spritzenpumpe, Infusionsgerät, Monitor). Außerdem hatten wir einen Untersuchungsraum mit Röntgengerät. Unser kleines Labor gab uns die Möglichkeit, kleine Blutbilder zu erstellen und Werte wie CRP, Troponin, verschiedene Elektrolyte sowie den Quick zu bestimmen.

Geöffnet war das Hospital von 8.00–11.30 Uhr und 16.00–19.30 Uhr. In diesem Zeitraum war ich auch überwiegend vor Ort. Theoretisch hatte ich immer im Wechsel 24 Stunden frei und 24 Stunden Bereitschaft. Um 15.30 Uhr begann der Bereitschaftsdienst mit einer Übergabe. Zusammen mit einem Arzt wurde ich dann zu allen Notfällen auch außerhalb der Öffnungszeiten geru-

fen. Unser Team bestand aus drei bis vier Ärzt:innen, zwei bis vier Pflegefachpersonen und zwei Medizinischen Fachangestellten. Es gab Zeiten, in denen wir besser besetzt waren und mehr Personal da war, zeitweilig war ich tatsächlich nur mit einer weiteren Kollegin als Pflegendende auf dem Schiff. Dann war ich trotz meiner 24 Stunden frei täglich zu den Sprechzeiten im Hospital.

Viel Routine und ständige Alarmbereitschaft

Bei der Übergabe ging es u. a. um Patient:innen, die zu einer Nachkontrolle kommen würden, und viel Organisatorisches. Die Nachbearbeitungen des Vormittags, anstehende Gerätekontrollen, E-Mails, Datenpflege, Aufräumarbeiten und Patient:innenbetreuung füllten den Arbeitstag. Bis zum 26. Februar waren wir nur für 1.500 Crew-Mitglieder zuständig. Viele von ihnen sind bis zu acht Monate auf dem Schiff, hin und wieder ist da natürlich ein Arztbesuch fällig. Viele kamen wegen Hautirritationen, die vor allem durch das chlorhaltige Wasser (muss wegen Hygienebestimmungen so sein) hervorgerufen wurden. Als Pflegefachperson waren meine Aufgaben die Blutentnahmen, Urintests, Röntgen, Infusionen verabreichen, Inhalationen vorbereiten, EKGs schreiben, die Erhebung der Vitalzeichen, Assistenz beim Nähen von Wunden, Verbandwechsel und die Betreuung der Patient:innen, wenn diese nicht direkt mit einem helfenden



Medikament versorgt werden konnten. Darüber hinaus gehören die Inventur und die Apothekenbestellung zur Aufgabe der Pflegenden auf dem Schiff. Die Ausstattung ist sehr gut, ich war beeindruckt vom Equipment und welche Probleme wir alle hätten lösen können. Improvisieren muss man nicht, aber vieles muss einfach anders geplant und bedacht werden. Aus meiner Sicht kamen die tatsächlich pflegerischen Aufgaben zu kurz. Viele Crew-Mitglieder hätten von Präventions- und Schulungsmaßnahmen profitieren können, auch das betriebliche Gesundheitsmanagement kann noch ausgebaut werden. Aufgrund der durch die Pandemie zusätzlich entstandenen Aufgaben fehlte jedoch die Zeit, sich darum zu kümmern.

Dann kam die Versorgung der Passagiere hinzu. Obwohl das Schiff für bis zu 7.500 Gäste ausgelegt ist, waren wegen Corona max. 4.000 Gäste an Bord. Das machte sich aber trotzdem schnell bemerkbar. In den Nächten mit Bereitschaft wurden wir vermehrt aus dem Bett geklingelt. Häufig waren es nur falsche Toilettenalarne: Alle Behindertentoiletten auf dem Schiff sind an ein Notrufsystem angeschlossen, wie man es aus Krankenhäusern

kennt. Doch die Schwankungen des Schiffes und ein höherer Alkoholkonsum sorgten auch für Kopfplatzwunden oder Übelkeit außerhalb der Öffnungszeiten. Daher konnte eine Nacht auch mal kurz werden. Es passierten insgesamt mehr Notfälle als ich erwartet hatte. In meinen vier Monaten habe ich eine Reanimation, zwei Schlaganfälle mit Helikopteroperation, eine Schenkelhalsfraktur und drei Krankenhauseinlieferungen aufgrund akuten Abdomens miterlebt. Diese konnten sehr viel Zeit beanspruchen. In Absprache zwischen Arzt und Kapitän müssen dann schnelle und klare Entscheidungen getroffen werden.

Herausforderung Corona

Aufgaben, die durch die Coronapandemie angefallen sind, haben mich am meisten beschäftigt. Wir hatten einen Überblick über den Impfstatus jedes Crew-Mitglieds und haben Booster-Aktionen geplant. Regelmäßige Testungen der Crew wurden ebenfalls durchgeführt, genauso wie die Kontaktverfolgung bei positiven Fällen. Diese oft zeitaufwendigen Aufgaben haben zu vielen Überstunden

💡 Arbeiten auf dem Schiff: Ist das empfehlenswert?

Lina Gürtler: Eine konkrete Empfehlung kann ich nicht geben, aber ich würde auch nicht abraten. Meine Empfehlung ist, sich vorher genau damit auseinanderzusetzen und einzukalkulieren, dass man durchgängig auf einem Schiff ist, das gefühlt jeden Tag kleiner wird. Und dass man jeden Tag arbeitet, der Feierabend nicht räumlich getrennt ist und man sich viel innerhalb des Schiffes aufhält, wo kein Tageslicht ist. Man wird aber neue Arbeitserfahrungen sammeln, andere Fähigkeiten entwickeln, fast jeden Tag einen neuen Ort entdecken und auch in andere Berufe reinschauen.

Infos findet man direkt bei den Reedereien der Kreuzfahrtschiffe, z. B. unter
<https://aida.de/careers/de/job/examin-gesundheits-und-krankenfleger-m-w-d-559>

und wenig Freizeit geführt. Der größte Unterschied zur Arbeit zu Hause war die immense Computerarbeit. Während ich im Krankenhaus 80 Prozent der Zeit bei Patient:innen bin und 20 Prozent dokumentiere, war es auf dem Schiff genau andersherum. Ich musste auch schnell lernen, dass wir eher wie in einer Arztpraxis arbeiten. Im Notfall sind wir die Erstversorgenden, ganz anders als auf der Intensivstation.

Die Zusammenarbeit mit den Medizinischen Fachangestellten lief sehr gut, wir haben uns im Team gegenseitig unterstützt. Die Zusammenarbeit mit den Ärzt:innen war allerdings eine Herausforderung, immer wieder hatten sie z. B. Fragen zu verschiedenen Computerprogrammen, was uns manchmal aufhielt. Der älteste Arzt, den ich auf dem Schiff kennengelernt habe, war über 70 Jahre. Teilweise gab es noch ein veraltetes Denken der „Krankenschwester“ als Assistenz des Arztes – der Umgang damit war für mich schwierig. Allerdings gibt es auf dem Schiff noch viele andere Berufsgruppen und es war spannend, das alles kennenzulernen. Der Küchenchef brachte uns an einem Nachmittag warme Waffeln, nachdem wir ihm einen Zahnarzttermin organisiert hatten. Der erste Ingenieur zeigte uns den Maschinenraum und der Staff Captain lud uns auf die Brücke ein. Gemeinsam mit der General Managerin und der Head of Guest Service planten wir die Ausstiegstage der Gäste und die damit verbundenen Coronamaßnahmen. Es war eine Freude, von der Expertise der anderen Berufsgruppen zu lernen.

Überschaubare Schiffswelt ohne Rückzugsmöglichkeit

Am meisten vermisst habe ich meine Familie und Freunde. Die Internetverbindung auf dem Schiff ist nicht optimal. Zwischen Arbeit und dem Entdecken neuer Orte fehlte oft die Zeit, mit den Liebsten in Kontakt zu bleiben. Auch mein Hobby Jazz Dance und mein Ehrenamt beim DBfK fehlten mir. Auf einem Schiff ist es schwierig, feste Termine einzuplanen. Wenn es einen Notfall gibt, muss man bereit sein, egal ob man eigentlich frei hat und gerne an einer Videokonferenz teilnehmen möchte. Und noch etwas hat mir gefehlt, das vielleicht belanglos klingt, es aber dann doch nicht ist: Es war die Möglichkeit, zu



Lina Gürtler ist wieder zurück auf der Intensivstation und beginnt im Oktober an der Brandenburgischen Technischen Universität Senftenberg ein berufsbegleitendes Studium Pflegewissenschaft.

der Uhrzeit zu essen, zu der ich es möchte. Die Kantine war morgens von 6.30–8.00 Uhr, mittags von 11.30–13.00 Uhr und abends von 17.30–20.00 Uhr geöffnet. Hin und wieder kollidierten diese Zeiten mit der Arbeitszeit. Es gab einen großen Zeitraum innerhalb der vier Monate, in dem wir nicht im Gastbereich essen durften und daher auf die Kantine angewiesen waren.

Insgesamt war es aber eine sehr wertvolle Erfahrung, die mir gezeigt hat, was mir wichtig ist. So hat mir zwar vieles an der Arbeit mit Managementbezug gefallen, allerdings sind mir 20 Prozent Patient:innenkontakt zu wenig. Ich habe festgestellt, dass mir die Arbeit mit den Angehörigen der Passagiere sehr viel Freude bereitet. Bei vielen Passagieren herrschte ein Pflegedefizit, weswegen sie im Hospital erschienen. Es entstanden Situationen, die sie auch zu Hause als Herausforderung empfunden hätten, beispielsweise dass sie morgens wegen Schmerzen plötzlich nicht mehr aus dem Bett kommen. Mit der zusätzlich unbekanntem Umgebung und den überforderten Angehörigen, die einen schönen Urlaub haben wollen, wurde das Problem noch größer. Das hat mir gezeigt, dass wir als Pflegenden viel mehr in die Primärversorgung mit einbezogen werden müssen. Im Laufe des Lebens trifft jeder Mensch aufgrund von Erkrankung und Alter auf für ihn herausfordernde Situationen. Wir Pflegenden kennen die Möglichkeiten, wie sich jeder selbst helfen kann. Ich möchte bei meiner Arbeit dieses Wissen an Patient:innen und Angehörige weitergeben: Das gibt ihnen viel Lebensqualität und kann Überforderung in unpassenden Situationen wie in einem Urlaub vermeiden.

Kein Traumjob

Mein Fazit: Für mich war es kein Traumjob. Wegen der zusätzlichen Aufgaben durch die Pandemie gab es Wochen, an denen ich jeden Tag zwölf Stunden gearbeitet habe. Es mag zwar weniger stressig gewesen sein als auf der Intensivstation, und von meinen Handlungen waren auch nicht immer akut Menschenleben abhängig. Aber es fehlte der Ausgleich. Während ich nach acht Stunden auf Station nach Hause gehe und raus bin, bleibt man zum Feierabend trotzdem auf dem Schiff. Ich habe in den vier Monaten überwiegend die gleichen 1.500 Menschen gesehen. Man wohnt mit den Kolleg:innen, verbringt mit ihnen die Freizeit und kann niemandem wirklich aus dem Weg gehen. Ich mochte meine Kolleg:innen sehr, sie wurden zu Freunden. Aber einen ruhigen, schönen, stillen Platz für sich zu finden, ist nicht leicht auf einem Schiff. Und am Ende ist es eben nur ein Kreuzfahrtschiff. Manchmal habe ich mich gefragt: Wie sinnvoll und wichtig ist meine Aufgabe hier, während meine Kolleg:innen zu Hause unterbesetzt Menschen versorgen, die nicht in einem Luxusurlaub erkrankt sind?